in Europa überlassen. Zumindest nach außen hin, aus historischen Gründen. Auch Meyer-Landrut glaubte früher, die Deutschen müssten sich in Europa zurückhalten. Er hat seine Meinung geändert. Die Rollenverteilung gilt nicht mehr, seit es um die Grundlage des deutschen Wohlstands geht. Die Deutschen haben gemerkt, dass sie führen müssen.

Sie vertraten ihre Positionen mit zunehmender Härte. Das war für die Franzosen nicht leicht zu akzeptieren. Aber Sarkozy entschied sich für das Geschickteste, was er tun konnte: Er kettete sich an Angela Merkel, kämpfte mit ihr für Haushaltsdisziplin und erklärte das „deutsche Modell“ zum Vorbild.

Auch die Deutschen haben sich bewegt. Sie ließen sich überzeugen, dass es keine gemeinsame Währung geben kann, ohne dass die Staaten sich in der Wirtschaftspolitik stärker absprechen. Im Streit um die Zentralbank haben Merkel und Sarkozy eine Zauberformel gefunden: „Die EZB ist unabhängig.“ Beide reden nicht mehr öffentlich darüber, was sie tun darf. Das erlaubt Merkel, Entscheidungen hinzunehmen, die sie offiziell nicht gutheißt.

Denn die EZB verhält sich zunehmend wie die Feuerwehr, die Xavier Musca und die Franzosen sich wünschen: Kurz vor Weihnachten stellte sie den Banken, die einander kaum noch Geld leihen, fast eine halbe Billion neugeschaffene Euro zur Verfügung. Sie sollen damit auch Staatsanleihen kaufen. Das ist nicht so, als ob die EZB selbst kauft, geht aber in eine ähnliche Richtung. Die Entscheidung sorgte auf den Märkten für mehr Hoffnung als alle Gipfeltreffen von Merkel und Sarkozy.

Es ist ja auch ermüdend, von außen zu verfolgen, wie langsam die beiden die Krise angehen. Von innen besehen konnte es aber gar nicht schneller gehen. Deutschland und Frankreich mussten aushandeln, wie die EU-Verträge neu interpretiert werden können. Sie mussten täglich eine neue Lösung für ein neues Problem finden.

Bis zur Einigung von Brüssel Anfang Dezember waren lauter kleine Schritte nötig, Anrufe von Musca bei Meyer-Landrut, viele Treffen von Merkel und Sarkozy. Niemand weiß, ob die Vertragsergänzungen ausreichen, die sie beschlossen haben. Sie werden sich alle noch oft treffen.

Xavier Musca und Nikolaus Meyer-Landrut haben das gleiche Ziel. Sie wollen, dass die Anleger, ob in Frankfurt, Paris oder Singapur, wieder europäische Staatsanleihen kaufen. Es ist eine der kompliziertesten Aufgaben, die es in der Wirtschaftspolitik je gab, und die Zukunft Europas hängt davon ab, dass ihre Regierungen dafür eine Lösung finden.

So lange bleiben die beiden Männer in ihren ungleichen Büros aneinandergekettet. Wie Deutschland an Frankreich, wie Angela Merkel an Nicolas Sarkozy.

Ralf Neukirch, Mathieu von Rohr

Verwüstete Hauptstadt Port-au-Prince, Helfer Clinton beim Besuch eines Sozialprojekts: *„Der*

HAITI

Hartnäckiger Retter

Haiti war der erste von Farbigen gegründete Staat. 200 Jahre nach der Unabhängigkeitserklärung hat ein Weißer die heimliche Herrschaft über das vom Erdbeben gezeichnete Land angetreten: der ehemalige US-Präsident Bill Clinton. *Von Marc Hujer*

Der Premierminister würde gern staatsmännisch wirken, er will Haiti, sein Land, repräsentieren, das gerade ein neues Hotel bekommen soll, ein Marriott-Resort mit 173 Zimmern. Immer wieder streicht sich Garry Conille die Krawatte glatt, prüft die Worte in seinem Redemanuskript. Er will eine gute Figur abgeben, hier in diesem Konferenzsaal, in dem die Vertragsunterzeichnung verkündet wird.

Neben ihm steht lässig Bill Clinton, in gelbem Poloshirt und mit beigefarbener Bundfaltenhose. Clinton sieht aus, als wäre er gerade vom Golfplatz gekommen. Er hat dieses Projekt eingefädelt, hat Marriott und den Investor Digicel, eine Mobilfunkfirma, zusammengebracht, für ein Vorhaben, das Symbol sein soll für den Aufbruch Haitis in eine bessere Zukunft.

Vorn hat der Marriott-Chef, einer der FoB, der Friends of Bill, die Veranstaltung eröffnet. Er darf als Erster reden, er lobt die mehr als 170 Arbeitsplätze, die für Haitianer geschaffen würden, dann sagt er, als richtete er sich an kleine Kinder: „Heute, meine Damen und Herren, ist Bob-der-Baumeister-Tag.“

Conille schaut irritiert, streicht sich noch einmal seinen Schlips zurecht, als wisse er nicht recht, wie er reagieren soll. Aber dann sieht er Bill Clinton. Der lacht und legt ihm kumpelhaft die Hand auf die Schulter. So als wäre Conille noch immer Assistent in Clintons Amt als Uno-Sonderbeauftragter für Haiti. Jetzt nennt er ihn immer ausdrücklich „Herr Premierminister“.

„Dieses Hotel“, sagt Bill Clinton, als er danach ans Mikrofon geht, „wird dem Premierminister helfen, seine Arbeit zu tun.“ Und Conille nickt, als müsse er jedes Wort unterstreichen, als könne es niemand, auch er nicht, besser sagen.

Zwei Tage lang ist Bill Clinton diesmal in Haiti unterwegs, um den Bau des Marriott-Hotels zu verkünden, eine internationale Investorenkonferenz zu eröffnen

FRANCO PAGETTI / VII

THONY BELIZAIRE / AFP

mächtigste Fürsprecher, den wir je hatten“

und ein Partnerschaftsabkommen anzupreisen, das kolumbianische Kaffeeanbaumethoden an haitianische Produzenten vermitteln soll. Es ist eine seiner ganz normalen Reisen und zugleich Beleg für die Macht, die er hier inzwischen hat.

Fast zwei Jahre sind vergangen, seit er Haitis Erdbebenopfer zum ersten Mal besuchte. Er kam am sechsten Tag nach dem Beben, das am 12. Januar 2010 diesen Teil der Insel in ein Inferno verwandelt hatte, in eine Halde aus Toten und 19 Millionen Kubikmeter Schutt. Wenig später versprach er: „Die nächsten drei Jahre meines Lebens werde ich für Haiti da sein.“

Was Clinton sagt und in Aussicht stellt, hat inzwischen mehr Gewicht als das, was Haitis eigene Regierung verlautbaren lässt. „Bill Clinton ist der mächtigste Fürsprecher, den wir je hatten“, sagt Johnny Celestin, ein haitianisch-amerikanischer Investor. Kaum eine Entscheidung wird ohne Clintons Segen getroffen. Neben der offiziellen Regierung gibt es längst eine Clinton-Administration, ein Netz von Organisationen und Kommissionen, in denen der Ex-Präsident die Fäden zieht. Das Magazin „Esquire“ nennt ihn den „Vorstandschef einer führungslosen Nation“, der „Miami Herald“ den „Zaren des Wiederaufbaus“.

Bill Clinton, das Comeback-Kid, ist zurückgekehrt, wenn auch nicht als Politiker, so doch als einflussreichster Mann Haitis, ausgestattet mit einer Vielzahl Ämter. Er ist das wiedererkennbare Gesicht im Gewirr der Hilfsorganisationen, deren Mitarbeiter zu Tausenden die Straßen von Port-au-Prince bevölkern, um Lebensmittel, Taschenlampen, Tampons und Seife zu verteilen.

Vor zwei Jahren war er einer von vielen, die nach Haiti kamen. George W. Bush war da, Michelle Obama, Nicolas Sarkozy, Sarah Palin und Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon. Sie alle kamen, aber sie verschwanden wieder. Und somit stehen sie für enttäuschte Hoffnungen, für die knapp 15 Milliarden Dollar, die weltweit für Haiti gespendet wurden, aber bisher nur zu einem Bruchteil in den Wiederaufbau gingen. Noch immer leben mehr als 600 000 Haitianer in Zeltlagern.

„Ich muss die Leute einfach lange genug nerven, bis sie nach Haiti kommen.“

Der Katastrophenzustand ist zum Normalfall geworden, das Land hat sich eingerichtet in seinem Schicksal. Der Präsidentenpalast liegt noch immer zusammengesunken am Champs de Mars wie am ersten Tag nach dem Beben, das Unkraut wuchert ungehindert.

Sicher, der Flughafen hat ein neues Wellblechdach bekommen, die ankommenden Fluggäste müssen jetzt nicht mehr in der glühenden Sonne zum Taxi laufen. Und das Handy-Netz funktioniert hervorragend, selbst das 3-G-Datennetz für Smartphone-Nutzer. Aber was bringt das den Haitianern? Die Wasserversorgung ist noch immer katastrophal. Überall warnen Hilfsorganisationen vor Cholera, an den Ruinen haben sie Schilder aufgehängt mit Tipps, wie man sich vor der tödlichen Krankheit schützen kann.

Und mitten in diesem nicht enden wollenden Chaos organisiert Clinton eine Investorenkonferenz im Karibe Hotel. Das Hotel ist eine andere Welt, nur eine Seitenstraße und einen Schutzzaun von Staub, Gestank und Chaos entfernt. Es gibt hier klimatisierte Zimmer, Tennisplätze, amerikanische Cocktails. Es ist eine Welt, die Clinton nutzt, um Hoffnung zu verbreiten.

Die haitianische Hymne wird gespielt, als er seinen Platz auf dem Podium einnimmt. Auch Präsident Michel Martelly ist gekommen, der ehemalige Komiker und Sänger. Aber die wichtigsten Gäste sind an diesem Tag die Investoren, die 900 Vertreter von Banken, Unternehmen und Organisationen, angereist aus der ganzen Welt. Sie sind die Hoffnung, und ihre Zahl ist für Clinton das Maß des Erfolgs, seines Erfolgs.

„Mein Job als Uno-Koordinator ist ziemlich einfach“, sagt er, er trägt jetzt einen dunklen, gutsitzenden Anzug, er hat sich der Einheitskluft seiner Gäste angepasst. „Ich muss nur Leute wie Sie einfach lange genug nerven, bis sie nach Haiti kommen.“ Clinton kann Menschen verzaubern, er schafft es, ihnen auch nur

für Minuten ganz nahe zu sein. Und nun gibt er diesen Investoren das Gefühl, sie seien etwas ganz Besonderes, nur sie und er verstünden, was in Haiti passiert. Dann erzählt er ihnen seine Vision von dem Land: Haiti solle sich einmal selbst versorgen mit Energie und ins Hightech-Zeitalter vorstoßen. Hier könnte die „erste drahtlose Nation der Welt“ entstehen.

Er ist ein hartnäckiger Retter, er kam immer wieder her, als Uno-Sonderbeauftragter, als Co-Vorsitzender der Interim Haiti Recovery Commission (IHRC), als Chef der Clinton Global Initiative und der Clinton Foundation, als Co-Vorsitzender des Clinton-Bush-Haiti-Fund, als Mann der amtierenden Außenministerin Hillary Clinton, die Haiti schon vor dem Beben zur „Top-Priorität“ erklärt hatte. Und so wurde Clinton zur letzten Hoffnung, die Haiti bleibt.

Seit drei Monaten ist noch dazu Garry Conille der neue Premierminister Haitis, sein ehemaliger Assistent, der ihm einst die Reden schrieb, der ihm das Französische ins Englische übersetzte. Conilles Ernennung war eine eindrucksvolle Demonstration von Clintons Einfluss.

ALICE SMEETS

Kinder im Elendsviertel La Saline in Port-au-Prince: *„Infernalische Hitze“*

Zwei Premierminister-Kandidaten hatte Präsident Michel Martelly zuvor vorgeschlagen, die lehnte das Parlament ab. Und dann, als es schon peinlich wurde, nominierte Martelly den Clinton-Vertrauten Conille, und schließlich bestätigten die Abgeordneten den 45-Jährigen.

Haitis Regierung ist berüchtigt für Korruption, sie gilt als unfähig, sich um das eigene Volk zu kümmern. „Ruf nur deine Freunde in Washington an, und sie schicken den nächsten Scheck“, das sei hier die gängige Einstellung, sagt ein IHRC-Mann. Der größte Teil der Spendengelder geht so an der Regierung vorbei an Nichtregierungsorganisationen. Auch deshalb ist Clinton so mächtig, degradiert er die Regierenden zu Zwergen. Clinton bestreitet seinen Einfluss nicht. „Ich habe versucht, in Haiti nie mehr zu versprechen, als ich halten kann“, sagt er. „Zu viel zu versprechen ist immer ein Problem, vor allem in armen Ländern, besonders in einer so lebendigen Kultur wie dieser, in der Leute gern reden und es lieben zu singen. Ich wache jeden Morgen auf und mir ist das Herz schwer, weil wir nicht mehr tun.“

Deshalb öffnet er Türen für Investoren, die Jobs nach Haiti bringen. Das Problem ist nur die Kontrolle: Gleich eines der ersten Projekte, die Clintons Stiftung förderte, gilt als eher fragwürdig. Es ging um die Lieferung von angeblich sturmsicheren Containern in die Küstenstadt Léogâne, die als Klassenräume genutzt werden sollten.

Den Auftrag bekam Clayton Homes, ein Unternehmen, das zum Imperium des Clinton-Freundes und treuen Spenders Warren Buffett gehört. Aber bald stellte sich heraus, dass die Container weder sturmsicher noch für das Klima in Haiti geeignet sind, einer war sogar mit Formaldehyd verseucht. Lehrer klagten über „infernalische Hitze“, die meisten Klassenzimmer stehen heute leer herum. Nutzt Clinton etwa seine Ämter, um Unternehmerfreunde mit guten Geschäften zu versorgen?

Es ist nicht das erste Mal, dass er wegen eines zwielichtigen Engagements für einen Freund in die Kritik gerät. Vor sechs Jahren begleitete er den Kanadier Frank Giustra, einen Bergbaumagnaten, nach Kasachstan, um den dortigen Präsidenten Nursultan Nasarbajew zu treffen.

Giustra war an Rechten für den Abbau von Uran interessiert. Bei einem opulenten Abendessen, berichtet die „New York Times“, soll Clinton Nasarbajew angeboten haben, seinem Land bei der Kandidatur zum Vorsitz der OSZE zu helfen. Zwei Tage später konnte Giustra seine Verträge unterzeichnen, Monate danach spendete er der Clinton Foundation 31,3 Millionen Dollar. Er ist nun auch wieder in Haiti aktiv.

Will Clinton also wirklich helfen, oder will er Geschäfte einfädeln, um seine Stiftung zu finanzieren? Clinton sagt, dass er etwas gutzumachen habe. Als Präsident der Vereinigten Staaten habe er Haiti massiv geschadet. Um US-Lebensmittelkonzernen Vorteile zu verschaffen, hat er damals Forderungen unterstützt, die der haitianischen Produktion den Garaus machten. Weil Haiti die Importzölle aufheben musste, hatten vor allem die Reis- und Zuckerproduzenten keine Chance mehr.

Das Land, das einst vier Fünftel seines Reisbedarfs selbst produzierte, muss nun über 90 Prozent aus den USA importieren. „Wir haben damals einen Teufelspakt geschlossen“, sagt Clinton und entschuldigt sich. „Es war ein Fehler.“

Bis heute reist er wie ein geläuterter Heilsbringer durch das Land. Auf Schulen wie die Ecole Nationale de Tabarre, die er zum Abschluss seiner Reise besucht, ist er stolz, denn durch seine gesammelten Spenden können viele Kinder hier zur Schule gehen.

Sein Blick ruht auf den Fünftklässlern im Klassenraum, einem abgezäunten Quadrat Erde mit einem Wellblech als Dach. Er steht mit offenem Mund da, als der Lehrer eine Aufgabe an die Tafel schreibt: vier Drittel plus ein Drittel. Als hätte er in seinem Leben noch nie eine Bruchrechnung gesehen, winkt Clinton die Umstehenden zu sich heran. „Eine Mathematikstunde“, haucht er ihnen zu.

Dann liest ihm seine Übersetzerin den Satz vor, der über der Mathematikaufgabe steht. Es ist ein Satz wie ein Versprechen: „L’argent fait riche, l’éducation fait seigneurs“, Geld macht reich, aber Bildung macht Gentlemen. Clinton nickt. Er winkt den Kindern zu, er kann abfahren mit einem guten Gefühl.

Aber bevor er sich abwendet, um in seinen schwarzen Geländewagen zu steigen, der wie ein Panzer mitten im Schulhof steht, kann er sich eine letzte Frage nicht verkneifen. Er wendet sich an seinen Assistenten, der neben ihm steht. „Und?“, fragt er ihn. „Hättest du die Aufgabe richtig gelöst?“